

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 24.

Freitag, 29. Januar.

1915.

II. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

Magda stand in ihrem Schlafzimmer noch lange am Fenster und sah hinaus in die schweigende Nacht. Die Unterredung mit ihrem Verlobten war genau so ausgefallen, wie Terbrügge es vorausgesehen. Er hatte einen lähmenden Schrecken bei der Nachricht von der Veränderung der Verhältnisse nicht verbergen können, und die Phrasen, die ihm seine gute Erziehung abzwang, klangen hohl und fremd. Von diesem Augenblick an beherrschte Magda die Situation. Sie zeigte nicht eine Spur von Schmerz, sie war sachlich und klar und bot ihm selbst die Lösung ihres Verlöbnisses an. Aber sie war Weib genug, um knirschend den Seufzer der Erleichterung zu empfinden, der Maltiz entfloß, und da sie zu den Naturen gehörte, denen Liebe ohne Achtung unmöglich erscheint, dämmerte ihr bei der Erkenntnis seiner Kläglichkeit das Bewußtsein, daß ein gnädiges Geschick sie knapp vor Loresschluß vor einer bitteren Enttäuschung bewahrt hatte, die mit der, die sie jetzt erlitt, nicht zu vergleichen war.

Als sie Maltiz verabschiedete, war sie ihm innerlich so fern, als hätten sie seine Arme nie umschlungen, seine Rippen nie geküßt. Ein himmelstürmendes Gefühl hatte sie ja nicht für ihn empfunden. Sie war seit ihrer Kindheit gewohnt gewesen, sich als seine Braut zu betrachten, und die Gewöhnung hatte eine Art Bärtlichkeit gezeitigt, die oberflächlicher Beobachtung vielleicht als Liebe erscheinen konnte und im Grunde nichts war. Das erfuhr Magda bei dieser ersten Seltsamkeit, die sich ihr bot.

Seine Antworten waren von Ich übergeströmt. Ich soll das Regiment verlassen? Ich soll fort von hier? Ich soll arbeiten? Und immer am Schlusse jedes Satzes ein verzweifeltes: Ich kann nicht!

Was in der Seele des Mädchens vorging, das so jäh aus der Höhe hinabgeschleudert worden war, das streifte seine egoistische Natur nicht, er sah alles nur im Gesichtswinkel seines eigenen Geschicks. Und als Magda das klar und unumstößlich erkannt hatte, war sie mit ihm fertig. Sie schickte ihn fort und verschwendete nicht einmal eine Träne mehr an ihn. Dann ließ sie ihren Vater rufen und teilte ihm ihren Entschluß mit, der ihm Leben und Hoffnung wiedergab.

Als sie in diesem Wendepunkt ihres Lebens ihre Vergangenheit überdachte, da fiel ihr auf, wie achlos sie dahingelobt, wie sie alles hingegenommen, ohne zu fragen, was den Dingen zugrunde lag, und geherrscht hatte in ihrem Kreise wie eine Königin von Gottes Gnaden. Alles hatte sich ihrem Zeppter gebeugt, nun galt es dafür zu bezahlen, denn Könige tragen auch Verantwortungen. Aber daß Terbrügge der Mann war, der ihr Schicksal in die Hand nahm, das war hart. Sie war ihm früher öfters in Gesellschaft begegnet, hatte aber nie mehr als ein paar flüchtige Worte mit ihm gewechselt. Man behauptete von ihm, er mache sich nichts aus jungen Mädchen, und Magda war ihm ausgewichen, so oft sie konnte, ohne daß sie sich

selbst einen Grund dafür anzugeben wußte. Und jetzt war sie an ihn gebunden. —

Der Gedanke an ihre Unterredung trieb ihr das Blut ins Gesicht. Gott sei Dank, daß die Liebeskomödie wegsief, er forderte nichts und gab nichts nach dieser Richtung, und das war gut, denn dann konnte man sich wenigstens die Integrität der Persönlichkeit bewahren, seinen eigenen Zielen und Zwecken leben und versuchen, aus einer verfehlten Sache etwas zu konstruieren, das immerhin gewisse Werte aufwies. Und als Magda in dieser Nacht schlafen ging, da hatte sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden und verschloß, ohne das leiseste Bittern das große Bild von Hans Maltiz im Schreibtisch. Er war abgetan und begraben.

Das Haus Corvyn stand wieder sicher auf den Füßen, und Stephan Terbrügge kam als erklärter Bräutigam täglich zu Magda. Hans Maltiz, der den Zusammenhang der Ereignisse nicht ahnte, denn Magda hatte ihm Terbrüggens in Aussicht gestellte Hilfe und die daran geknüpfte Bedingung bei jener Aussprache verschwiegen, suchte Himmel und Erde zu bewegen, um sie unzustimmen, und gab sich erst zufrieden, als nach wenigen Tagen ihre Verlobung offiziell angezeigt wurde. In der ganzen Stadt sprach man von Magdas Treubruch gegen den armen Leutnant zugunsten des Millionärs. Sie fand für solche Reden, wenn sie zufällig ihr Ohr trafen, nur ein verächtliches Achselzucken. Terbrügge hatte sie mit herrlichen Geschenken überschüttet. Die Perlenkette, die er ihr am Verlobungstage umgelegt, war von unschätzbarem Werte, jeder Tag brachte neue Überraschungen und Magda nahm das hin mit einer gewissen stereotypen Dankbarkeit, an der das Herz keinen Teil hatte.

Verstohlen beobachtete sie ihn oft, wenn er, in einen tiefen Klubstuhl geschmiegt, seine Zigarre rauchte und mit dem Vater über geschäftliche Konjunkturen sprach. Ein Profil, scharf geschnitten, wie ein römischer Cäsarenkopf. Dichtes, dunkles Haar mit dem militärischen Scheitel. Kein Bart verbarg den strengen Mund, dem nur von Zeit zu Zeit das Aufblitzen weißer wunderbarer Zähne einen freundlichen Charakter gab. Er war ein Mann, an dem man nicht vorübergehen konnte, er ragte aus der Menge körperlich hervor, so wie sein Geist seine Umgebung überragte. Kein überflüssiges Wort, keine Phrase, kurz und knapp war, was er sagte, und ließ fast nie eine Entgegnung zu, denn es erschöpfte meistens den Sinn der Dinge.

Die Terbrüggische Villa lag außerhalb der Stadt. Sie war von einem herrlichen Park umgeben und mit Kunstschätzen angefüllt, die er sich von seinen verschiedenen Reisen mitgebracht. Dort arbeiteten jetzt Scharen von Handwerkern, um verschiedene Veränderungen zu treffen, die der Einzug der jungen Herrin bedingte. Sie war kurze Zeit nach der Verlobung in Begleitung ihres Vaters hingefahren, um ihr zukünftiges Heim zu besichtigen und war überrascht gewesen von der Fülle der Eindrücke. Aber äußerlich blieb sie

fühl und drückte ihre Bewunderung nur in ein paar gemäßigten Worten aus. In der Stadt war von nichts anderem die Rede als von dem Märchen aus Tausendundeine Nacht, das Magda zu erleben im Begriff stand, und der Neid schlug Wellen, die hier und da in der Form von gehässigen Bemerkungen die Beteiligten streiften.

Und das Leben ging seine bunten Wege weiter bis zu dem Tage, da Magda Corwyn mit Stephan Terbrügge vor den Altar treten sollte. Im Grunde genommen war sie froh, daß ihre Brautzeit zu Ende war. Zwar hatte sie von ihrem Verlobten nur die vornehmste Rücksicht erfahren und war mit Glanz und Pracht umgeben worden, wie kaum eine Braut aus bürgerlichen Kreisen, aber der Aufenthalt in ihrem Elternhause quälte sie, denn die Erinnerung an sorglose, fröhliche Zeiten sah dort aus allen Winkeln. Und so kam es ihr manchmal vor, als stünde sie auf der Schwelle zwischen zwei quälenden Möglichkeiten, ohne Ausweg in eine frohe, sonnige Weite, und sie strebte der Veränderung nur entgegen, weil sie doch immerhin Ungeprüftes barg.

Sie hatte mit ihrem Vater niemals über ihre Gefühle gesprochen, es lag ihrer stolzen Natur nicht, ihr Vertrauen gegen die kleine Münze des Mitleids einzutauschen. Nur ein Wesen ahnte, was in ihr vorging, und das stand, kraft besonderer Umstände, über den Ereignissen und wurde mit besonderem Maße gemessen.

Es war eine junge Schwedin, die Magda um ihres traurigen Schicksals willen an sich gezogen hatte und der sie Stunden verdankte, die ihr unvergeßlich blieben. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und hatte ein Gesicht von tiefer, durchgeistigter Schönheit. Ein präcassaelischer Madonnenkopf mit schweren, aschblonden Zöpfen, die in großen Ringen um die Ohren gelegt waren, traurigen Augen und einer Blässe, die ihr etwas Überirdisches gab. Und dieses in seiner Art vollendete Gesicht gehörte zu einer mißgestalteten Figur, die schwer an einem Höcker trug, der die ganze Silhouette ihres Körpers verzerrte. Sie hatte die Reife der Menschen, die viel in sich gesehen haben, und die Freunde, die sie umgaben und die alle weit über dem Durchschnitt standen, trugen ihr die Kenntnis der äußeren Dinge zu.

Wenn Magda in das stille Heim kam, in dem die Schwedin mit einer älteren Schwester wohnte, der sie Lebensbegriff war und die nur existierte, um ihr das Dasein zu ebnen und zu glätten, dann fühlte sie, wie alles, was sie sonst Kummer und Gram nannte und so empfand, in diesem Hafen friedvollen Leides unterging.

Am Tage vor der Hochzeit war es Magda, als müßte sie sich drüben bei Signe Hallgreen die Ruhe holen, die sie brauchte, um den kommenden Kämpfen stark ins Auge zu sehen, und sie nahm Hut und Mantel und schritt die Straße entlang, bis sie zu dem kleinen Häuschen kam, das mitten aus einem kleinen, jetzt entlaubten und frostbereiften Gärtchen wie ein Puppenwielzeug hervorah. Ein riesiger Bernhardiner Hund begrüßte sie freundschaftlich, als sie die Stufen hinaufstieg, und von ihm begleitet, ging sie bis zu dem Zimmer, in dem sich Signe immer aufzuhalten pflegte.

Das Geräusch von Stimmen drang an ihr Ohr und sie wollte schon wieder flüchten, denn nach Gesellschaft war ihr nicht zumute, aber dann überlegte sie es sich und klopfte. Als sie eintrat, verstummte die lebhafteste Diskussion, und Signe, die in ihrem großen Lehnstuhl saß, streckte ihr mit aufleuchtenden Augen die Hand entgegen.

Im Zimmer waren noch drei Herren, die Magda eherbietig grüßten. Sie kannte diese drei Trabanten Signes sehr gut. Der eine war Dr. Schlessing, ihr gemeinsamer Hausarzt, ein gesüchteter Froniker, der andere ein Maler, dem Signe schon wiederholt zu Madonnenbildern geessen, und der dritte, jüngste, Gregor Berne, ein schlanker Jüngling mit einem feinen, durchgeistigten Gesicht und strahlenden Kinderaugen, ein Musiker. Er hing mit schwärmerischer Verehrung an Signe. Man konnte nicht einmal sagen, daß ihre Mißgestalt ihn nicht störe, denn sie kam ihm gar nicht

zum Bewußtsein. Signe reagierte auf die feinsten Schwingungen seiner Seele, zu ihr trug er den ganzen Schatz seines unberührten Jünglingsempfindens, und sie empfing die Gaben seiner reichen Jugend mit einem starken Glücksgefühl, denn ihr erschien dieses innere Zusammenfließen wie eine letzte, höchste Vereinigung.

Magda war in diesem Kreis die Verkörperung des Lebens. Man empfing sie wie eine Zugehörige, und das einen Augenblick unterbrochene Gespräch wurde wieder aufgenommen. Klatsch und Persönliches waren streng verpönt, nur Fragen von allgemeinem Interesse wurden hier gestreift, und Magda, die durch ihre Umgebung in einen Dunstkreis von Banalität hineingezwungen wurde, gegen den sich ihr besseres Ich vergebens sträubte, fand hier die Quelle, aus der sie ihre dürftige Seele tränken konnte. Sie zog sich mit Signe in eine Nische zurück, von der aus ihr Gespräch nicht gehört wurde.

„So kurz vor dem bedeutungsvollen Tage kommst du zu mir?“ sagte Signe und faßte Magdas Hand.

„Ich benütze die Zeit, in der das Verschwinden einer Braut am Vortage der Hochzeit nicht mißliebiger gedeutet werden kann, weil die Beteiligten ihren Nachmittagschlaf halten.“

„Terbrügge schläft doch wohl nicht?“

„Nein“, erwiderte Magda, „aber er ist nicht Kleinlich. Außerdem ist sein Interesse an solchen Dingen nicht stark genug, um ihn seiner momentanen Beschäftigung zu entziehen, die ihm gewiß viel wichtiger ist als ich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Besuch im Berner Postamt der Kriegsgefangenen.

Wie viele Gedanken und Hoffnungen deutscher Herzen, die um ihre Kriegsgefangenen Lieben in Sorge sind, schweifen jetzt nach dem großen Austauschpostamt in Bern, wo täglich durchschnittlich 160 000 Postfächer von Kriegsgefangenen einlaufen, um von dort in die feindlichen Länder weiterbefördert zu werden! Das neutrale Bern ist so zum Bindeglied geworden für alle durch die rauhe Hand des Krieges Getrennten, und ein Blick in den riesenhaften Postbetrieb, der sich hier entfaltet, eröffnet zugleich eine Ahnung von unzähligen rührenden und traurigen Schicksalen, die mit diesen Postsendungen verknüpft sind. Der Berichterstatter Ernst Smith, der jüngst durch Vermittlung des Generaldirektors der schweizerischen Posten, Stäger, und unter Führung des leitenden Direktors der Gefangenen austauschpost, Breny, die seltene Gelegenheit fand, diese Zentralstelle zu besuchen, erzählt von der Unmenge schwarzumrandeter Kuverts, die hier durch die Hände der Postbeamten gehen. Die schweizerische Regierung hat die kostenlose Vermittlung von Nachrichten, die Kriegsgefangene an ihre Angehörigen oder umgekehrt geben wollen, bereits kurz nach Ausbruch des Krieges übernommen. Eine besondere Abteilung beschäftigt sich nur mit der Überweisung von Geld an die Gefangenen. In Deutschland sowohl wie in Frankreich müssen Postanweisungen von ganz bestimmter Größe und Färbung für die Geldsendungen an Gefangene verwandt werden; sie sind an die „Durchgangspost“ in Bern zu adressieren. Hier werden sie durch eine Schweizer Postanweisung auf gelbem Papier ersetzt, auf die hin dann in Deutschland oder Frankreich die Auszahlung erfolgt. Nicht weniger als vierzig weibliche Postbeamte sind eifrig damit beschäftigt, die Einzelheiten der französischen oder deutschen Anweisungen auf die Schweizer Formulare zu übertragen, und während die Anweisungen häufig mit einer Verspätung von 12 bis 15 Tagen von der ursprünglichen Aufgabestelle nach dem Berner Bureau gelangen, erleiden sie dort keine Verzögerung, die drei Tage übersteigen würde.

„Neugierig sah ich einen Haufen deutscher und französischer Anweisungen durch“, berichtet Smith. „Ich fand schon ganz geringe Beträge von 1 Mark oder 50 Centimes, aber die durchschnittliche Summe, die an die Gefangenen gesandt wird, beläuft sich auf 5 Mark oder 5 Franken. Vom 1. September bis zum Ende des Jahres 1914 hat die Berner Durchgangspost 221 687 Postanweisungen im Werte von 3 576 756

Franken befördert, die von französischen Gefangenen nach Deutschland geschickt wurden, und 61 045 Anweisungen im Werte von 1 195 614 Franken, die an deutsche Gefangene nach Frankreich gingen. Seit dem 1. Dezember besteht eine ganz gleiche Organisation, die die Vermittlung von Geld an die russischen Gefangenen in Österreich-Ungarn und an die österreichisch-ungarischen Gefangenen in Rußland in die Wege leitet. Da die schweizerische Postanweisung wieder nach Bern zurückkommen muß zur Feststellung der Summe, die an die Gefangenen des betreffenden Landes ausgezahlt worden ist, so wird sie zugleich zu einem wertvollen Dokument über das Schicksal der Gefangenen. Schon oft haben diese Postanweisungen dazu gedient, um Auskunft darüber zu geben, ob ein Vermißter noch am Leben ist. Die andere Abteilung des Austauschpostamts, die die Expedition von Briefen, Postkarten und kleinen Paketen an die Kriegsgefangenen übernimmt, ist nicht weniger interessant. Diese Arbeit wird ebenfalls kostenlos von der Schweizer Militärpost geleistet, die von besonders sprachkundigen Sortierern unterstützt wird. Weder die deutschen noch die französischen Postbehörden sortieren bereits die Korrespondenz der Kriegsgefangenen mit ihren Angehörigen. Wenn der Brief von einem Kriegsgefangenen kommt, so erhält er nur von der Zensur einen Stempel mit dem Wort „Gepüßt“. Täglich kommen nun etwa 120 Säcke mit unsortierten Briefen, die in Frankfurt am Main und in Pontalier gesammelt werden, auf dem Durchgangspostamt in Bern an. An dem Tage, wo ich die Post besuchte, waren besonders viele und schwere französische Säcke da, die alle das Datum von Neujahr trugen und den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland Grüße und gute Wünsche übermitteln sollten. All diese Briefe werden in Bern sofort sortiert und in Pakete verpackt, die alle Schreiben an ein und dasselbe Gefangenenlager oder Lazarett enthalten, oder die Briefe werden nach den Städten geordnet, in denen die Angehörigen der Gefangenen laut Adresse wohnen. Die wenigen, die übrig bleiben, haben allen Versuchen der Entzifferung widerstanden und müssen als unbestellbar zurückbehalten werden. Von den Schwierigkeiten der Lesung, die häufig vorhanden sind, wußte Direktor Breny viel zu erzählen. Die Leute haben nicht selten nur mündlich den Ort erfahren, in dem ihre Angehörigen sich als Gefangene befinden, und sie schreiben ihm nun, wie sie ihn nach der Aussprache verstanden haben. Da gibt es viel zu raten; aber die Beamten, die über vorzügliche Sprachkenntnisse und große Übung verfügen, leisten geradezu Wunder in der Entzifferung der unleserlichsten Adressen. So sind z. B. Dutzende von Briefen aus Frankreich nach „Sibirien“ adressiert. Die Beamten wissen schon, daß das „Schlesien“ heißen soll. Das französische „Silesie“ klingt leicht wie das bekannte „Sibirie“. Im Monat Dezember wurden in Bern 2.158 240 Briefe und Postkarten und 68 821 Pakete an französische Kriegsgefangene in Deutschland und 1 871 708 Briefe und Postkarten und 50 868 Pakete an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich befördert. Die Zahl der Sendungen wächst immer mehr. Die durchschnittliche Ziffer von Postsendungen, die die Berner Gefangenenpost postieren, belief sich im Januar auf 160 000 Briefe und Karten.“



### Aus der Kriegszeit.

Der erste Belgier in deutscher Uniform. Den Ruhm, den ersten Belgier in deutsche Uniform gesteckt zu haben, kann ein Braunschweiger Unteroffizier der Landwehr für sich in Anspruch nehmen. Er schreibt darüber den „Braunschweiger Neuesten Nachrichten“ folgendes niedliche Geschichtchen: Mit dem vierjährigen Söhnchen unserer Köchin vertrieben wir uns aufs lustigste die Zeit. Manches französische Wort brachte uns der Knirps bei, wie er von uns Deutsch lernte. Es dauerte nicht lange, da sang unser Paul — so hieß der kleine Wengel — das schöne Lied: „Paul, Paul, zuckerfüßer Paul!“ — Als das Weihnachtsfest nahte, kam mir der Gedanke, unserem kleinen Paul eine besondere Freude zu bereiten. Ich schrieb in die Heimat, man möchte mir eine Gufarengarnitur für einen vierjährigen Jungen schicken. Leider kam das Palet nicht mehr zu Weihnachten an, sondern erst am 6. Januar, als wir bereits unser Quartier nach den benachbarten Stadt A. verlegt hatten. Zufällig kam am Nach-

mittage desselben Tages unser Paul mit seiner Mutter, die Einkäufe machen wollte, nach A. Ich holte mir sofort meinen Paul herbei und zog ihm seine Braunschweiger Gufarengarnitur an. Dieser Jubel in den der Wengel ausbrach! Wir hatten unsere helle Freude daran. Was sagten aber die Belgier? So recht pafte es ihnen nicht, wenn sie auch lachten und die Augen aufrißen. Da aber die Mutter Pauls und ihr Vater sich über den kleinen schmucken Soldaten freuten, so durfte er die Garnitur ruhig tragen. Ja, unsere ehemalige Köchin war so glücklich, daß sie am nächsten Tage zum Photographen ging und ihren Liebling photographieren ließ.

**Soldatendank.** Dem 2. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiment 223, das aus Wiesbadener Jungmannschaften besteht, gingen von Wiesbaden und Frankfurt a. M. Liebesgaben zu. Beifolgende „Verse“ enthalten Dankesworte der 8. Kompagnie:

In's ach so öde Polenland  
Mit feinen Lauspoladen,  
Da hatt' man uns hineingesandt,  
Der Russen Macht zu knaden.  
Die Wege waren an Vöchern reich,  
Die Lebensmittelwagen  
Gerieten, weil der Schlamm so weich,  
In üble, schlimme Lagen.  
Die Post, die kam gleich gar nicht 'ran,  
Geschweige Liebesgaben,  
Es fehlte alles jedem Mann,  
Und nichts, nichts war zu haben. —  
Nach vielen Wochen, endlich dann,  
Da wurden wir verladen  
Und kamen, stellt den Schreck euch vor,  
Weit weg, in die „Karpalthen“.  
Da fiel gar manches Herz in'n Schuh,  
Jetzt ist's mit Post zu Ende,  
Hier, wo die Welt mit Brettern zu,  
Sind Spenden nur Legende.  
Da, endlich hatt' die Not ein End',  
Nun können wir frohlocken,  
Wiesbaden hat die Not gewendt,  
Es half uns auf die Soden,  
Viel Liebesgaben sandtet ihr  
Zu euren wad'ren Söhnen,  
Wir Jungmannschaft, wie danken wir  
In hohen Freudentönen:  
Für Zigaretten, Schokolad',  
Für alle feinen Sachen,  
Zigarren, Pfeifchen, Rauchtabak,  
Die so viel Freude machen,  
Für Wollzeug, Binden um den Bauch,  
Für all die Ohrenklappen,  
Für Hemden, Unterhosen auch,  
Für Strümpfe und Fühlappen;  
Kurzum, wir danken tausendmal  
Für all die Liebesgaben,  
Die unsre Landsleut', reich an Zahl,  
Für uns gesammelt haben.  
Wir werden stets mit frischem Mut  
Uns mit den Russen schlagen,  
Und sie, wie wir's schon oft getan  
Zum Teufel zahlreich jagen.  
Und lehren wir, mit Ruhm  
Bekrängt, zurück ins Heimatstädtchen,  
Dann stellt uns auf am Hauptbahnhof  
In Weiß viel schöne Mädchen,  
Dann werden wir, persönlich nun,  
Den Dank euch allen bringen,  
Ihn nicht, wie wir es heut' getan,  
In Knüttelverse zwingen.  
Und nun zum Schluß nehmt für die Müß'  
Nochmals von ganzem Herzen  
Den Dank der 8. Kompagnie,  
Sie strahlt wie tausend Kerzen!

Wie der Advokat zum Schlächter wurde. Von einem Glanzstück der französischen Robilmachung erzählt Pierre Milie im „Temps“, indem er ein lustiges Erlebnis, das er jüngst hatte, mitteilt. Er trifft auf der Straße einen Soldaten zweiter Klasse in einer abgerissenen und beschmutzten Uniform, der ihm sehr bekannt vorkommt. Richtig! Das ist ein alter Studienfreund und bedeutender Rechtsgelehrter,

der als angesehenen Advokat in Paris wirkte. Außerdem gehört er bereits dem zweiten Aufgebote der Territorialarmee an und ist in einem Alter, in dem man im Falle eines Krieges eigentlich nur noch nach Maßgabe seines Berufes verwendet werden soll. Wie kommt der Mann in die Uniform? Mille spricht ihn an und begrüßt ihn mit den Worten: „Du hast dich also freiwillig gemeldet? Das ist aber schön und großherzig von dir.“ „Ja?“ antwortet der andere in einem frieblichen und traurigen Ton. „Durchaus nicht. Ich bekam aber eine Gestellungsbefehl, daß ich mich am dritten oder vierten Tage der Mobilmachung melden müßte. Ich glaubte, man würde mich als Kriegsrichter anstellen wollen, aber auch wenn man mich noch ein paar Wochen ausgebildet und dann zur Front geschickt hätte, wäre ich zufrieden gewesen. Aber was geschah? Man schickte mich nach Billette ins Schlachthaus. Ein Hauptmann nahm dort meinen Paß, schlug in einem großen Register nach und fragte: „Dubourg, Louis-Amédée, Klasse 88, 256, 5. Kompanie. Sind Sie dieser Dubourg? ... Führen Sie den Mann nach der Kalbbaunenmacherei.“ Und so wurde ich Kalbbaunenmacher, wenn du nichts dagegen hast. Das Schlachthaus liegt bekanntlich vom Justizpalast ziemlich weit entfernt, und ich hatte bisher versäumt, diese Sehenswürdigkeit kennen zu lernen. Meine Arbeit wurde mir daher nicht leicht, denn ich hatte von der richtigen Herstellung der Kalbbaunen keine Ahnung. Ich gab mir die größte Mühe, aber der Sergeant schmauzte mich fürchtbar an, und eines Tages sagte er zu mir: „In was für einem Schweinestall hast du eigentlich bisher gearbeitet, mein Junge?“ Diese Ungerechtigkeiten empörte mich, und ich wagte zu erwidern: „Ich habe niemals in einem Schweinestall gearbeitet, Herr Sergeant.“ „Na, was hast du denn dann als Zivilist getrieben?“ fragte er nun wütend. „Eine anständige Wurst hast du sicher nie gemacht.“ „Allerdings nicht“, antwortete ich mit möglichster Sanftmut. „Ich bin immer Advokat gewesen.“ Die andern Schlächter-Soldaten hatten mich schon vorher mit meinem Advokatenberuf nicht schlecht geizt. Dem Sergeanten aber war es zu viel, daß ich auch ihm gegenüber so etwas zu behaupten wagte. „Das ist eine unterschämte Lüge“, sagte er. „Nur Schlächter von Beruf sind zu Militärdiensten nach dem Schlachthaus abkommandiert worden.“ Man studierte nun meinen Militärpaß und meine Papiere, und da stand denn zu lesen: „Magister der schönen Wissenschaften und Künste, gute Kenntnisse der Musik, Doktor beider Rechte, Schwimmer, hat bei der Revision des Code Tripier mitgearbeitet.“ (Tripier heißen auf französisch die Kalbbaunenmacher; es ist aber zugleich der Name eines großen Rechtsgelehrten, der ein noch heute maßgebendes Gesetzbuch verfaßt hat.) „Tripier! Da haben wir's ja“, rief der Sergeant. „Was willst du denn eigentlich?“ Ich konnte noch so viel antworten, daß das keine Kalbbaunen, sondern ein Gesetzbuch sei. Man schenkte mir keinen Glauben, und so machte ich denn weiter Kalbbaunen, und habe es darin ziemlich weit gebracht. Wenn du mal nach dem Kriege zu mir kommst, will ich dir von mir eigenhändig verfertigte Fleischwaren vorzeigen.“

**Humoristisches von der Feldpost.** Die Klagen über die Feldpost haben wohl nachgelassen, aber immer noch ist ihr mancher unerbillig gram, da sie keine Feldpostbriefe und Pakete nicht richtig befördert. Der Ursachen, weshalb die Feldpost dem Empfänger die Feldpostfächer oft nicht zustellen kann, gibt es gar viele. Am meisten wird es jedoch wohl an den unvollständigen Adressen liegen, mit denen die Feldpostfächer hinaus gesandt werden. In der Riller Kriegszeitung vom 22. Januar veröffentlicht ein Feldpostbeamter eine stattliche Liste solcher Feldpostadress-Entgleisungen. Ihm kamen die folgenden kuriosen Aufschriften zu Gesicht: 1. Komp. gemachtes Int. Reg. — Festungsmaschinen Gefahetrupp. — Mabinerregiment (statt Karabinier). Übermäßige Et. Fuhrparkkolonne. — Pionierverfückkomp. — Kriegsfeind. beim verführten Kommando. — 13. Bah. Inf. Geschwader. — Im Nazaret St. Andree. — Prikade Korb. — Zur Zeit im Schüßengaben vorerst aber noch im Feldlazaret zu Fiers. — Marinewerfer Abteilung. — Schweineprobiankolonne. — Westelazaret Bille. — 1. Marine Inf. Veriquante. — Munuzion Kolonie. — 4. Feldmenükolonne. — Landwirt Infanterie Reg. — Kriegsbefehlant. — Mobile Etappen Karavane. — Matrazion Division. — Armeefabrik (statt Armeefabrik). — Schwere 3. Provisionskolonne. — Maximierungsmunit. Tabellen Kol. — 6. Armees Oberkommet. —

14. Armees fuzg 2. — Eichadel Bille (statt Zitabelle). — Reifende Abteilung (statt reitende). — Vertrunkene Abteilung. — Geschwänkte Abteilung. — An die Friedhofs (deutsche Militärortendehes Verwaltung) le Foreste bei Douai. — Dienstfähige Et. Insp. — Armees grupphütte. — 1. schwere Munuzianaplanei. — Marinekavallerieregiment. — Etablissement 6. — Zeugenlazaret (statt Seuchenlazaret). — Seugelazaret. — Rekrutenbotte (statt Rekruten-Depot). — Etappen Inspektion der d. Bremse. — Betriebs Eisen. Direktion 3. Galerie (statt Charleroi). — Bilanz Et. Kol. — 3. Kofferdivision (statt 3. Kav.-Div.). — Robustiertes Reg. — Feldpost-Lazaret. — 4. Erz. Div. — Bersprungene Komp. — Fest. Fuzg Kol. Nr. 6.

#### Zeitgemäße Sinnsprüche aus „Hamlet“.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. (Wilhelm II.)  
Schlimm fängt es an, und Schlimmres nahest sich.  
(Poincaré.)

Ich muß nach England; wißt ihr's?  
Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,  
Als eure Schulweisheit sich träumen läßt. (Zepelin.)  
Um wie ein ehrlicher Mann mit euch zu reden: Mein Gesolge ist abseuflich. (General French.)

O weh! ein Schurk' und nied'rer Sklav' bin ich! (Greh.)  
Laßt sie gut behandeln, denn sie sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters.  
(Ritchener von den indischen Truppen.)

Wir kommen gleich nach; geht nur voran.

(Russische Offiziere zu ihren Soldaten.)

Folgt dem Fürsten, und daß ihr euch nicht über ihn lustig macht!  
(Der Zar zu seinen Truppen.)

**Edison als Kriegspropheet.** Der große Erfinder Edison, den die Amerikaner gern den „Zauberer“ nennen, hat sich in einer Unterredung über den Krieg ausgesprochen und dabei manchen Blick in die Zukunft getan. „Das Jahr 1914“, sagte er, „verfehlt der Zivilisation, den Künsten und Wissenschaften einen schweren Schlag. Aber die Zivilisation wird sich rasch wieder erholen, wenn der Krieg zu Ende ist.“ „Und wann wird das sein?“ „Ich fürchte nicht vor zwei Jahren. Der neue Krieg hat die Welt gelehrt, daß das Töten von Menschen im Krieg jetzt eine wissenschaftliche Angelegenheit ist. Bei der Vervollkommnung aller Mittel der Zerstörung und der wissenschaftlichen Sorgfalt, mit der alle Pläne ausgearbeitet sind, können sich die Kämpfe noch sehr in die Länge ziehen. Wenn die Kriege jetzt auch nicht mehr 30 Jahre dauern, so doch vielleicht 30 Monate, obwohl ich bete, der Krieg möge früher enden, als jeder von uns erwartet. Von großer Bedeutung ist die Stellung, die sich die Unterseeboote errungen haben. Wenn sie auch den Wert der Dreadnoughts nicht aus der Welt geschafft haben, so haben sie ihn doch verringert. Aber ich glaube, daß man in England nun Schiffe bauen wird, die gegen die Torpedos der Unterseeboote geschützt sind. Die Wirkung einer großen Explosion kann durch die innere Konstruktion eines Dreadnoughts sehr verringert werden, und darauf werden jetzt die Verbündeten bei ihren Schiffsbauten hinarbeiten.“ Edison, der bekanntlich durch ein großes Feuer seine gewaltigen Fabrikanlagen im Werte von 60 Millionen Mark vor etwa einem Monat zerstört werden sah, ist dadurch nicht im geringsten entmutigt. Auch seine Pläne und Arbeiten im neuen Jahre sollen dadurch nicht gehindert werden. „Das Hauptgeschick meines Lebens ist: Arbeit. An der Befolgung dieses Gesetzes kann mich der Verlust von Geld nicht hindern. Nichts ist niedergebrannt, was nicht wieder aufgebaut werden kann. Und die Gebäude werden mit solcher Schnelligkeit wiederhergestellt sein, daß ich damit einen Rekord aufzustellen hoffe. Wie geringfügig erscheinen mir meine Verluste und meine Sorgen in der gegenwärtigen Zeit! Wenn ich an die Schlachtfelder von vielen Hunderten von Kilometer denke, in denen sich jetzt Millionen gegenüberstehen, dann werden alle Sorgen des einzelnen zu einem Nichts gegenüber diesen Sorgen der Menschheit. Es hat mich überrascht, zu sehen, daß die Amerikaner durch den Krieg so schwachherzig geworden sind; sie glaubten, daß ihr Handel dadurch lahm gelegt werden würde. Das ist aber nicht der Fall. Außerdem sollten wir uns schon jetzt vorbereiten für den großen Aufschwung von Handel und Industrie, der nach dem Kriege einsehen wird.“